Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 47

Artikel: Der Katharinatag in Brauch und Glauben

Autor: F.V.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645763

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Als er nachher in der Studierstube mir gegenüber saß, auf dem gleichen Stuhl wie gestern der Vater, sagte ich einfach: „Vielleicht kann ich dir helfen; erzähl' mir von dir selber."

Worauf der Junge, in dessen Auge der Vater nie eine Träne gesehen hatte, alsbald herzbrechend zu schluchzen anfing, ganz fassungslos, wie wenn ein jahrelanger Jammer ausströmen sollte. Ich ließ ihn einfach sich ausweinen, und es ging lange, bis er sich beruhigt hatte und sprechen konnte. Dann fing er ganz von selber an zu erzählen. Es war, wie wenn er jahrelang darauf gewartet hätte. Ich hörte eine freiwillige Beichte, so gründlich als man sie nur wünschen konnte. Was mir der Vater von des Jungen Irrwegen erzählt hatte, kam alles zum Vorschein, und dazu anderes, wovon der Vater nichts wußte. Ich brauchte nichts zu sagen; meine Aufgabe war einfach zuzuhören. Und als alles heraus war, hatte ich eigentlich auch nicht mehr viel zu sagen.

„Das ist jetzt recht," bemerkte ich, „daß du es mir erzählt hast. Nicht wahr, das ist schwer, wenn man soviel in sich herumträgt und es niemandem sagen kann? Aber das Beste ist, daß das alles nun vorüber ist und daß du einen neuen Anfang machen kannst. Denn das weißt du doch: an dem Vergangenen können wir nichts mehr ändern, nicht das Kleinste; aber an der Zukunft können wir sehr viel ändern. Darum wollen wir jetzt das Vergangene beiseite legen und an die Zukunft denken, und ich meine, du sollst wieder Freude an deinem Leben bekommen."

Worauf der Junge einfach sagte: „Ich will's versuchen. Bringen Sie mich, wohin Sie wollen; ich werde gehen."

„Das ist ein guter Bescheid," antwortete ich; „komm morgen abend wieder zu mir; ich hoffe, bis dann von einem Ort zu wissen, wo du eine Zeitlang bleiben und dich selber wieder finden kannst."

Mit dieser Hoffnung schied Henri von mir, so dankbar und so ungeheuer erleichtert, wie wenn ich ihm die größte Wohltat erwiesen hätte. Er war schon ziemlich weit weg, als er sich noch einmal umkehrte, mir winkte und „merci, infiniment" rief.

Und ich hatte doch eigentlich fast nichts getan; bloß zugehört hatte ich ihm, seine Beichte ihm abgenommen. Aber gerade dieses hatte ihm bisher niemand getan, am allerwenigsten der eigene Vater. Wieviele Eltern wissen überhaupt von diesem priesterlichen Amt und verstehen es zu üben?

Dem Jungen öffnete sich eine gute Tür. Als ich ihn einige Tage später durch diese Tür einführte, sagte ich: „Das soll nun für dich der Eingang in eine bessere Zukunft und in eine neue Welt sein." Und so war es.

Kürzlich sah ich den zum jungen Mann herangewachsenen Henri in seiner Vaterstadt mit seiner Mutter unter den schönen alten Bäumen dem See entlang gehen. So ritterlich und fein war er gegen sie, ein ganz anderer Mensch. Und der Vater sagt, wenn man nach Henri frägt: „Meine beste Hülfe im Geschäft." Denn das ist immer noch seine Art, daß das Geschäft sein drittes Wort ist und daß er alles damit in Beziehung bringt und daran mißt. Und das ist wohl früher auch einer der Gründe gewesen, warum es mit seinem Henri nicht gut ging, denn ein Siebzehnjähriger muß einen Vater haben und nicht bloß einen Prinzipal. Und ein Vater sollte wissen, ob sein Sohn am Konfirmandenunterricht Freude hat und was für ein Denkspruch ihm gegeben wurde, und noch allerlei sollte ein Vater von seinem Siebzehnjährigen wissen.

Ich habe in meinem Schrank einige so feine Hemden, daß ich sie fast nicht zu tragen wage. Natürlich stammen sie von der Firma Marius Rouge, maison de blanc, und sind ein Geschenk, das ich vergeblich ablehnen wollte, ein viel zu großes Geschenk für eine zweistündige Beichte. Aber freuen einen nicht die unverdienten Geschenke manchmal am allermeisten?

A. Zimmermann, Aarburg.

Der Katharinatag in Brauch und Glauben.

Volkskundliche Skizze zum 25. November von F. V.

Wir haben in den zwei letzten Jahrgängen der „Berner Woche" auf die volkskundliche Bedeutung des Andreastages (30. November) und des Martinstages (11. November) hingewiesen. Der dritte im Bunde der bedeutungsvollen Novembertage ist der Katharinatag, der 25. November. Zuerst einige Worte über die heilige Katharina. Sie lebte in Alexandrien, stammte aus königlichem Geschlecht, war außerordentlich gelehrt, trat dem Götzendienst des Kaisers Maxentius energisch entgegen, wurde deswegen eingekerkert und man suchte sie durch 50 Gelehrte vom Christentum abspenstig zu machen. Aber nach der Legende bekehrte sie alle diese heidnischen Philosophen zum Christentum, daß sie freudevoll den Märtyrertod erduldeten. Sie selber wurde gerädert und zuletzt enthauptet. Die fromme Legende weiß zu melden, daß Engel ihren Leichnam auf den Mosesberg, den Sinai, trugen. Ihr Name wurde nach den Kreuzzügen in Europa rasch bekannt und ihre Verehrung fand allgemeine Verbreitung, so daß die Rolle, die der Katharinatag spielte oder in einigen Gegenden noch spielt, begreiflich wird.

Katharina gilt besonders als die Schutzpatronin der Mädchen und wurde im Kanton Freiburg als solche hoch geehrt. In Estavayer war ihr ein Altar geweiht und in der Nacht des 25. Novembers singen die Mädchen in den Gassen ein Kathgrinalied, das mit den Worten beginnt:

Sainte Catherine était fille de roi.
Ave Maria, Sancta Catharina!
Sa mère était catholique, son père ne l'était pas.
Ave Maria, Sancta Catharina! etc.

Man wirft den jugendlichen Sängerinnen als Lohn für ihren Gesang Silberstücke zu, die man früher in Papierstücke einwickelte, welche entzündet und unter die Mädchenschar geworfen wurden. Dieser Brauch war weiland im ganzen Kanton Freiburg populär, dürfte nun aber ausgestorben sein. In Paris feiern die kleinen Arbeiterinnen, die gerne einmal fröhlich sind, den 25. November immer noch. Ganze Reihen von Blumenverkäufern stehen dann in den Seitenstraßen der Rue de la Paix, und zur Zeit der Mittagspause sind alle Blumenstände mit lachenden und lärmenden Arbeiterinnen umlagert, welche die weißen und gelben Chrysanthemen zusammenkaufen, um die aus ihrer Schar erwählten „Katharinen" zu schmücken. Jede Werkstatt hat eine solche Festkönigin, die im weißen Häubchen, von Ehrenjungfrauen geleitet, durch die Arbeitsräume die Runde macht, umjubelt von den Gefährtinnen. Zur Feier des Tages läßt ihnen der Chef Tee und Kuchen servieren. Abends ziehen die Arbeiterinnen durch die Straßen der Großstadt.

Im Kanton Freiburg füllen die Leute am Katharinentag eine Mohrrübe mit Körnern. Zeigen diese bis Weihnachten Triebe, so wird ein gutes Kornjahr prophezeit. Man stellt auch Kirschbaumzweige in ein Glas Wasser. Wenn sie bis Weihnachten blühen, so deutet das nach dem Volksglauben auf ein kommendes gutes Kirschenjahr.

Die Fischer des Bodensees sagen: „Katherine schmeißt tusig dri", weil ihnen um den 25. November gewöhnlich reichliche und glückliche Fischzüge glücken. „d'Kättri stellt Hochzit i", oder „„Kathrine stellt d'Hochzit ab", heißt es im solothurnischen Volksmund, weil die katholische Kirche in der Adventszeit, bis nach Dreikönigstag (6. Januar), keine Hochzeiten erlaubt. (Idiotikon.) „Kathrie stellt Trumme und Pfiffe i. Thuma (Thomastag, 21. Dezember) bringt sie wieder umma", meinen die Klingnauer, weil über die Adventszeit jede Lustbarkeit verboten ist.

Katherina gilt auch als die Patronin der Müller. Darum standen früher z. B. in Beromünster im Kanton Luzern die Mühlen am Katharinatag still. In dem Glauben, am 25. November dürfe kein Rad gedreht werden, lebt die Erinnerung an die Marter der Heiligen im Volke noch fort. Die auf die Zeit um den 25. November fallenden

Märkte werden auch etwa Katharinenmärkte genannt, z. B. in Wildhaus im Toggenburg. Der alte Luzerner Wetterprophet Ineichen sagte: „Wie das Wetter am St. Katharinatag, so ist es im ganzen Winter."

Im Heldenbuch von 1625 steht zu lesen: „Die Stadt haben die Eidgenossen mit ihren großen Stucken, der Strauß, die Mätz und das Kätterli genannt, heftig beschossen." „Kätterli" war im Mittelalter auch ein beliebter Geschützname. Man kannte wider Hieb und Stich auch einen Katharinasegen, der im Wortlaut in Lütolfs Werk über die Sitten und Gebräuche der Innerschweiz enthalten ist. Der Segen beginnt mit den Worten: „Heilige Jungfrau Kathri reist über ei witere Heid 44 Mil wit und breit. Wer begegnet ere auf der Heid? Der heidnische König. Der heidnische König frieg si, ebs si wett sis Ehwib si? O, ob i wutt dis Ehwib si, wutt ehnder lo verschnide mi junge g'stolze Lib" rc. Nachdem die Marter der Heiligen erzählt worden sind, meint der Segen zum Schluß, wer ihn bete, werde nicht „ghüen und gstoche".

Deutsche Entwicklung.

Es ist eine sonderbare Erscheinung des deutschen politischen Lebens, daß es wenigen Schwankungen unterworfen scheint und nicht leicht ein System vertauscht. In den Tagen des kämpfenden Kaisertums wurde hier wiederholt behauptet, diese Stabilität werde jeder Erschütterung standhalten. Eine Revolution sei auch im Fall des Ententesieges unwahrscheinlich und dem festen Grundgefüge der deutschen Ordnung widersprechend. Als Grund dieser Behauptung wurde ebenso oft wiederholt, daß die deutsche Ordnung unbestreitbare Qualitäten aufweise und in den Massen selbst verankert liege; ein besonderes Charakteristikum dieser Verankerung wäre die weit fortgeschrittene Sozialgesetzgebung. Es wurde darauf hingewiesen, daß Deutschland dem Rufe seiner Feinde: „Demokritisiert euren Staat" mit gutem Rechte entgegenhalten könne: „Sozialisiert eure Demokratie".

Es kam der Ententesieg. Das Kaisertum verschwand. Es gibt heute viele, die glauben, es wäre unter der heutigen deutschen Mentalität zu retten gewesen, wenn ein anderer Kronenträger an seiner Spitze stand. Ob dieser Satz viel Berechtigung in sich trägt, sei dahingestellt. Aber er bedeutet einen Hinweis auf die feste Gründung des alten Systems. Die Revolution brachte im Grunde nichts als eine äußerliche Umformung der Gewandung. Der Staatsapparat blieb durchaus derselbe. Vom amtlichen Verfügungsblatt der Marineverwaltung bis zur „Abteilung für Anarchisten und Sozialisten" im preußischen Justizministerium ist alles gleich geblieben. Die Reichswehr ist an Haupt und Gliedern die alte Armee im neuen Söldnergewande. Ihre Bestrebungen, sich gewerkschaftlich zu organisieren, fallen im Grunde unter dasselbe Streben der Massen, das der alte Staat längst sanktioniert hatte, und wird von den Spitzen des Reichs erfolgreich bekämpft, damit ja die Kommandogewalt nicht geschmälert werde.

Die interessante Frage, weshalb die Deutschen so wenig an ihrer Staatsstruktur ändern, wird von den Spitzen des deutschen Geistes selbst mit traurigem Achselzucken beantwortet. Walther Rathenau („Kritik der dreifachen Revolution") spricht seinem Volke die Unfähigkeit zu, sich im gegenwärtigen Momente zum revolutionären Denken aufzuschwingen. Es habe keine Führer. Alle Revolutionäre bis zu den Spartakisten seien im Grunde Gelegenheitsumstürzler und alles Andere als Geistesrevolutionäre. Seit Luther, Lassalle und Bebel habe kein Deutscher mehr die Tiefen deutschen Denkens aufgewühlt.

Die ethische Betrachtungsweise zielt neben der eigentlichen Frage vorbei. Wenn die alte Staatseinrichtung wirklich aus Qualitätsgründen so lange von den Massen getragen wurde, so wird auch ein gewaltiger Geistesumschwung die alten Formen unangetastet lassen. Umgekehrt kann ein völlig verrotteter Geist Staatsformen, welche dem Behagen der Massen nicht entsprechen, zerreißen.

Die Struktur der Gesellschaft führt eben ein Eigenleben, das wohl auf den Geist wirkt, aber ganz andere Seiten des menschlichen Wesens unmittelbar interessiert, als beispielsweise die philosophischen und religiösen. Bis zum heutigen Tage haben an der gesellschaftlichen Bewegung die egoistischen Triebe der Massen viel größeren Anteil als die feinern religiösen und altruistischen Regungen Einzelner. Getrost darf man behaupten, daß ein Staat, der den Massen genügend Behaglichkeit bietet, immer nach der möglichen Leistungsfähigkeit gemessen, Lebensfähigkeit besitzt. Hat sich der deutsche Staat diese Eigenschaft bewahrt, dann ist das Rätsel seiner Unbeweglichkeit gelöst. Die Frage nach der guten oder schlimmen deutschen Mentalität ist rein für sich zu betrachten.

Immerhin bleibt in diesem Zusammenhange eine Frage übrig: Welchen Anteil nimmt überhaupt ein Volk an seinen öffentlichen Angelegenheiten? Ist das deutsche wirklich unpolitischer als Engländer und Franzosen, und wenn ja, warum das? Ist es Gewöhnung oder nicht? Man sagt, der größere politische Sinn der Franzosen habe die Revolution in Frankreich mit jenem Schwung erfüllt, der der deutschen abgehe. Wenn das wahr ist, dann ist entweder der Beweis geleistet, daß der Zustand des französischen Staates schlimmer als der des deutschen war, oder daß die Bevölkerung größere Ursache zu haben glaubte, seinen Zustand zu verbessern als heute die deutsche.

Wenn heute die republikanisch-deutsche Regierung mit allen Mitteln trachtet, die Tradition der alten Ordnung fortzusetzen, wenn ihre Vertreter morgen bereit sein werden, einem neuen Herrscher zu huldigen, wenn große Kreise darnach trachten, die geschehene rein formale Novemberrevolution von 1918 im Materialen ungeschehen zu machen, dann spricht dies sehr dafür, daß eine wirkliche Umwälzung von den betreffenden Kreisen aus dem Reiche der Notwendigkeit gestrichen ist. Sie halten das Wesentliche der alten Form, die soziale Ordnung für überlieferbar, entwicklungsfähig und einzig solid, einen Neubau zu tragen. Kommt dazu die Stellung zum vergangenen Krieg und zum Versaillerfrieden, die sich in nichts geändert hat. Immer noch wird unbedingt an der Version der gerechten Verteidigung festgehalten, und zwar in dem Sinne, daß es galt, einen verehrungswürdigen Zustand zu verteidigen. Die Stetigkeit im politischen Kurs nach innen und außen, wäre es auch nur stete Kraftlosigkeit, ist einheitlich aufzufassen: Bewahrung des Erbes, des vorkriegszeitlichen und des vorrevolutionären.

Was eine solche Politik zu tun hat, ist Schaffung fester Ordnung, und die einverstandene Menge stützt diese Tendenz. Denn sie dient den Zwecken, an die man glaubt.

Die Stabilisierung der Ordnung, eigentlich bloß die Neuschnürung eines wenig gelockerten Knotens bildet die Grundlage des Aufbaus. Man paßt sich allen Verhältnissen an. Die starke Nachfrage des Auslandes nach deutschen Waren, infolge der tiefen deutschen Valuta, geht Hand in Hand mit dem Einstrom französischer und englisch-amerikanischer Güter an der Westgrenze. Das ist alles viel wesentlicher als die Valutafrage selbst. Der einmal entfesselte Handel gedeiht auch unter gestörten Geldnominalwerten und schafft neue volkswirtschaftliche Tatsachen, die dem Aufbauplan dienen.

Hand in Hand mit dem innern Aufbau vollziehen sich die außenpolitischen Verschiebungen: Innere Schwierigkeiten Polens, die Sicherheit einer englandfeindlichen Regierung in Rußland, sei sie rot oder weiß, die unentwirrten Verhältnisse in Donaubalkanien, die langsame Schwenkung Italiens, die rätselhaften Entwicklungsmöglichkeiten im fernen Asien, die unerhört hartnäckigen Streiks in Amerika — das sind alles bloß „Umstände" für die deutsche Gegenwartspolitik.

-kh-